

Was führt uns zu und welche Probleme begegnen uns mit der Frage: "Welche Natur soll geschützt werden?"

Eine Metaüberlegung

Burghart Schmidt (Hochschule für Gestaltung Offenbach a. M.)

1 Philosophie und Mythos: Der Schrecken

Welche Natur soll geschützt werden? Vom Standpunkt des Philosophen und seiner Tradition aus, welcher Richtung auch immer zugehörig, wundert man sich zunächst über diese Frage. Dass Natur zu schützen sei??! Wie könne man denn überhaupt auf diese Frage verfallen? Philosophisch zwingt diese Frage also sofort auf die Metaebene, nämlich zu der Frage nach dieser Frage. Und diese letztere Frage stellt sich mit der Metarisierung über die erstere Frage, ein uralter Philosophentrick, oft genug eingesetzt, um unerwünschten Fragen zu entgehen. Aber dass solches hier in Hinblick auf die Ausgangsfrage keineswegs ein Philosophentrick sei, unerwünschte Fragen in vertraute und damit als Fragen schon abgelaufene Fragen zu verwandeln, dazu einige Überlegungen eben auf der Metaebene!

Für die allerlängste Zeit der Menschheitsgeschichte machte das, was unter dem Namen Natur vorzustellen sei, ein Gegenüber des Menschen aus, das von ihm weitest unabhängig ihn in äußerste Abhängigkeit zwang. Wie hätte der Mensch sich gegenüber dem, von dem er durch und durch abhing, die Frage stellen sollen, was er daran schützen solle? Es ging doch um einen Selbstschutz des Menschen vor diesem Naturwesen, nicht umgekehrt.

Sicher, seit Anbeginn seiner menschlichen Existenz fand der Mensch auch viel, viel Förderliches aus der Natur und in der Natur wie durch die Natur und mit der Natur, sonst hätte er sich evolutionär auch nicht im Mindesten behaupten können, das ist klar. Aber umso mehr musste des Menschen Vorstellen besetzt sein von einem überwiegend Feindlichen und Gefährlichen seines Naturumkreises, dem mit ständigem Misstrauen zu begegnen guter Rat war. Ein ganz mächtiger Strang der Mythik windet sich aus jenen Heroengeschichten zusammen, in denen die Ungeheuer der Natur ausgerottet werden und die Katastrophen bewältigt, heute würden wir sagen, gemanaged, vom Nemeischen Löwen bis zum Augiasstall und seiner Ausmistung. Im jüdischen und von dorthier auch im christlichen Mythos drückt sich das aus als das Untertanmachen der Erde. Und hier dann einmal allein in einem Mythenkreis taucht dann das auf, dass solches Untertanmachen zugleich die Übernahme einer gewaltigen Verantwortung bedeute. Und einmal in einem Mythenkreis schwingt sich dann der Mensch als der Retter der Natur vor ihrem Selbstzerstörerischen auf, in Noah und seiner Arche. Aber ansonsten träumt der Mythos von einem Überwinden der aggressiven Natur. Und seine Heroengeschichten vermag man auch zu lesen als eine Arbeit an der Befriedung der Natur, bei Odysseus gar schon durch Anpassung an sie, durch Gehorsam ihr gegenüber in seinen Listen.

Am weitesten gehen in den Befriedungsvorstellungen wiederum die jüdischen Quellen bei Jesaja mit einer Welt, in der die Löwen und die Tiger neben den Rindern auf den großen Prärien weiden und ruhen. Was später im neunzehnten Jahrhundert bei dem französischen Sozialutopisten Charles Fourier neuerlich auftaucht, nun aber entschieden als Menschenwerk. Während Jesaja dazu noch vom Messianischen ausgeht eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Jedoch

Hauptklang der Mythen bleibt die gewaltige Überlegenheit und Feindseligkeit einer gegen den Menschen aggressiven Natur, gegen die der Mensch in dauernder Notwehr steht.

Das hat in so vielen Bereichen der Welt zu äußerst strikten Zwangsgesellschaften geführt, wenn man etwa an die frühesten Großstaaten der mediterran-nahöstlich-europäischen Geschichte in Ägypten und Mesopotamien denkt, auf der Basis eines hochorganisierten Überwindens der Natur in Überschwemmungsstromlanden mit jährlich total wechselnden Bedingungen für den Landbau, immer wieder andere Bodenqualitäten an anderen Orten und dazu Wechsel der jeweiligen Überschwemmungsqualitäten insgesamt, worauf man für das Durchhalten einer Massengesellschaft nur mit hoher Organisation der Bevorratungswirtschaft und damit der Verteilung zu reagieren vermochte. Die Bibel spricht für ägyptische Verhältnisse von dem Wechsel zwischen sieben fetten Jahren und sieben mageren Jahren. Feindseligkeit der Natur schlägt also um in Zwanghaftigkeit und Unterdrückungsstärke menschlicher Sozialstruktur. Wenn man nun wiederum an das Aufkommen von Demokratie und Gesellschaften relativer Glaubens- und Meinungsfreiheit im Altgriechischen oder dann Römischen denkt, dann lässt sich sehr wohl die Annahme vertreten, es würden in der Geschichte auch erheblich geologische, klimatische und biologische Faktoren mitwirken. Denn das Altgriechische und das Römische begegneten einer Natur der Vielfalt von Konditionsfeldern ohne solche durchgängige, alles durchdringende Kondition der Überschwemmungsrhythmen, sodass Katastrophalitäten des einen Konditionsfeldes durch Vorteile der anderen Konditionsfelder ausgeschaukelt wurden. Ein Wetter, das dem Getreide schlecht tat, förderte vielleicht besonders Obst und Gemüse oder das Vieh. So nötigte der Landbau keineswegs zu jenen Disziplinierungen, die in den Überschwemmungsstromländern anstanden, auch nicht bei Entstehen von großstädtischer Massengesellschaft.

Eine freundlichere Natur ermöglichte eine freundlichere Gesellschaftsstruktur? Aber diese durch ihre größere Vielfalt, ihren größeren Abwechslungsreichtum etwas freundlichere Natur war trotz altgriechischen Arkadienbilds im Mythos nicht freundlich genug, um irgendwie das die Mythen beherrschende Feindbild Natur zu lockern. Nur dass man altgriechisch der unmittelbaren Menschennatur in Gesellschaft und Kunst mehr zu trauen begann, schon vom Mythos her, als am Nil und im Zweistromland. Im Nahöstlichen war es allein das Jüdische, das trotz oder gerade wegen der Paradiesesvertreibung ein vertrauensvolleres, dem Griechischen vergleichbares Bild von der unmittelbaren Natur des Menschen entwarf. Denn die Paradiesesvertreibung hatte die Paradiesesbestimmtheit des Menschen nur verschoben in eine religiöse Geschichtlichkeit.

Das ermöglichte ein Menschenwerk, nun aber gesehen in den äußersten Gefährdungen, die von ihm ausgehen, wenn man an den Mythos vom Babel-Turmbau denkt. Dieser Mythos hat allerdings nicht das Menschenwerk verdammt, sondern nur seine Verabsolutierung. Der Bibliothek von Babylon, fortgesetzt und umgemünzt auf die Bibliothek von Alexandria, stand er nicht entgegen. Nur, auf dem ganzen Hintergrund eines Rückzugs auf die menschliche Natur gerade in einer Bibliothek von Babylon, was sollte man in ihm Natur schützen, selbst wenn man sich misstrauisch machte gegen eine Verabsolutierung des Menschenwerks? Wie sagte Sokrates: Von den Bäumen vor der Stadt kann ich nichts lernen, wohl aber von den Menschen in der Stadt, Stadt als Kalte Schulter zur Natur also.

2 Ästhetik und Erhabenheit: Die Bewunderung

Nehmen wir nach einem Überlegungsblick auf das menschliche Verhältnis zur Natur von den mythischen Hintergründen her Überlegungen über die Natur an sich selber auf in einem „als ob“. Darin muss sie dann erscheinen in schlechthinniger Erhabenheit. So hat sie Immanuel Kant geschildert für die ästhetische Einstellung: Natur in ihrer unermesslichen Ausdehnung das mathematisch Erhabene, in ihrer allem Menschlichen unvorstellbar überlegenen Kraft das dynamisch Erhabene. Das meint aber eben die unmittelbare Begegnung des Menschen mit der Natur um ihn herum. Und doch verlangt diese schon, wie Kant entdeckte, die spezifisch ästhetische Einstellung. Diese setzt aber, wie man sofort bemerkt, bereits voraus, dass der Mensch seine Verletzlichkeit, Vernichtbarkeit und damit seine schlechthinnige Abhängigkeit von der Natur um ihn herum gefasst und sich bewusst gemacht hat. Das, um dieses erlangte Bewusstsein in der ästhetischen Einstellung neuerlich zu überrunden, um zu einem ersten Urteil über die Natur zu kommen. Daher, weil solches eine so sehr menschliche Eingestelltheit voraussetzt, habe ich so vorsichtig von Natur an sich im „als ob“ gesprochen, und dass es die Natur an sich zu sein scheine, nämlich in der menschlichen Vorstellens- und Urteilsarbeit. Ob derartiges Vorstellen und Urteilen auch bei Tieren vorkommt, klammere ich hier aus. Wäre es so, dann wäre die darin auftauchende Natur an sich eben deren Natur und nicht eigentlich die Natur an sich. Wenigstens und auf jeden Fall: Eine ästhetisch erhaben begegnende Natur schließt ebenfalls jede Frage nach einem Schutz für sie durch den Menschen aus. Was wäre an der Erhabenheit zu schützen, das sich nicht selber schützte. Stellt man diese Frage, obwohl selbst sie gegenüber Erhabenheit zuviel an Anmaßung, dann setzt man darin die Absurdität einer verletzlichen Erhabenheit voraus.

Aber wissenschaftlich und durch die Wissenschaften hindurch ins Technische hinein, nimmt sich die skizzierte Absurdität gar nicht mehr so absurd aus. Schon im Beginn der euro-amerikanischen Wissenschaftlichkeit, sozusagen in ihren Kinderschuhen, entfalteten der Niederländer Baruch de Spinoza und der Deutsche Gottfried Wilhelm Leibniz im Zusammenhang mit ihren Überlegungen gegen die Physik des Engländers Isaac Newton die Einsicht, dass in der Natur alles aus aller kleinsten Wirkfaktoren geschieht, die sich aufschaukeln zum Makroskopischen. (Spinoza übertrug solches auch auf die Geschichte, der er darum bei all ihrer makroskopischen Katastrophalität und Fatalität doch Hoffungsmomente *in the long run* abzulauschen vermochte.) Leibniz gewann für seine Natursicht, Spinoza darin mitbetreffend, ein wunderschön einleuchtendes Bild. Es ging um das Erläutern des Zustandekommens von Meeresrauschen. Und Leibniz sagte, es handele sich dabei um die Addition von Minitönen, die entstünden, wenn zwei Wassertröpfchen aufeinander stießen. Nur: Die Zusammenstöße passierten in den Wassermassen millionenfach. Und so entstünde in der Summe aus lauter Minitönen das Getöse des Meeresrauschens. Das streift schon heutige Wahrscheinlichkeits- und Chaostheorien, wenn man sie nicht in Ideologie verwandelt und dann von Unordnung schlechthin und simpel spricht.

Es liegen also große Potenzialsysteme in kleinsten Wirkfaktoren vor, in denen kleinste Wirkfaktoren riesige Transformationen realisieren. Das biologische System steht hier bis in die Systemtheorie Pate, mindestens seine Vorahnung in philosophischen Spekulationen ihm zuvor, bei Leibniz, aber auch bei Spinoza. So sehr nämlich dieser Spinoza so gern vom Mechanistischen her verstanden wird, riecht es durch Minimalismus aufs Stärkste nach biologischer Zusammenhangsweise und ihrer veränderungsfähigen Selbstregulativität in ihrer Realität des Organismus.

Schließlich ist damit ja auch in einem strukturalistischen Sinn die Struktur der menschlichen Technik gewonnen. In ihr manipuliert der Mensch im Ansatz mit kleinsten Wirkfaktoren die Natur, weil er eben nur auf der Ebene der kleinsten Wirkfaktoren der Natur zu Leibe rücken kann. Und er bringt dadurch ausgreifende Umwälzungen zustande, die neuerlich die makroskopische Rohheit seiner normalen fünf Sinne erreichen und sie mächtig beeindrucken, darum den Menschen zur Illusion des Homo faber als des Wesens verführen, das sich gar an die Stelle des welterschaffend Göttlichen zu setzen unternimmt und dabei vergisst, dass seine Arbeit nur ein Überformen ist, keine Existenzsetzung (siehe des Aristoteles Bestimmung der Arbeit in seiner "Metaphysik", die mir noch heute gültig scheint trotz aller Verstellung durch die Automaten als *black boxes*).

Und doch tauchen sogleich die ungeheuren Gefahren aus der Unkontrollierbarkeit des sich riesig summierenden Mikrokosmos auf. Man muss dabei gar nicht an Energiegewinnung aus Atomteilung und Atomfusion denken oder gar an die Verschmutzung der Meere. Letzteres hat ja über den Charakter der Meere als äußerst geschwinder Verteilungs- und Übertragungsmedien zu so scheinbaren Realabsurditäten geführt wie dem Umstand, dass die Quecksilberbelastung des Colorado durch Papierfabriken noch nicht an den Küsten Kaliforniens in seinem Mündungsgebiet zu Schaden führte, wohl aber über tausende von Kilometern Entfernung auf den Aleuten hoch oben bei der Beringsee unter den dort lebenden Menschen genetische Störungen hervorrief über die meervermittelte Fresskette.

3 Natur und Kulturnatur: Leichte Verletzlichkeit des Erhabenen

Mit diesem Hinweis haben wir schon den Übergang zu einer weiterführenden Frage erreicht aus der Feststellung heraus, dass es durch den minimalistischen Charakter der Wirkungsweise von Natur auf der einen Seite und als Voraussetzung, durch den minimalistischen Charakter der menschlichen Technik auf der anderen Seite und als Folge aus der Naturvoraussetzung so etwas realiter gibt wie ganz leicht verletzte Erhabenheit der Natur, obwohl das absurd zu klingen scheint, eine über einen Strohhalm stolpernde Göttlichkeit. Mit der weiterführenden Frage meine ich das nun aufs Ganze Gehende und die leichte Verletzlichkeit des Erhabenen auf die Spitze Treibende: Wo haben wir denn überhaupt noch vom Menschen unbeeinflusste Natur? Ist nicht alles auf Erden, ja wachsend zum Weltraum hin als menschliche Kulturlandschaft aufzufassen, einschließlich der Eiskappen an den Polen der Erde?

Für besonders wild gelten die mittelenglischen und schottischen Heiden oder *moors*, wie sie an Ort und Stelle genannt werden, wenngleich sie zum geringsten Teil Moore sind. Thomas Morus aber hat uns schon um 1526 in seiner "Insel Utopia" davon erzählt, dass diese Heiden nicht immer Heiden waren. Sie wären eine abwechslungsreiche Hügellandschaft gewesen mit Wiesen, Weiden, Ackerland, Obst- und Gemüsegärten, zahlreichen kleinen Wäldern und Waldstreifen, Hecken, vor dem salzig bitteren Seewind schützend, und darin zahlreiche Dörfer, florierend von Freibauern besiedelt. Bis mit der Wollindustrie die Schafzucht in wachsender Masse kam. Und diese brauchte die riesigen verheidenden Weideflächen, was außer für ein paar Hirten und dann Saisonschafscherer kaum Arbeitsplätze bot. Das gab dann ein riesiges Bauernlegen und Bauernvertreiben, Bis man bei der menschenveranstalteten Wildnis angelangt war. Zynisch-realistisch schrieb um 1526 der Lord Chancellor des Königs von England, als hätte er schon längst seinen Marx auch von hinten nach vorn gelesen: So wurden denn die für so sanft und harmlos geltenden Schafe zu reißenden Ungeheuern, reißender als die Wölfe;

denn Wölfe würden nur Menschen reißen, die Schafe aber zugleich mit den vielen Menschen des vorangegangenen Mittelenglands deren steinerne Dörfer.

Wie merkwürdig nehmen sich auf dem Hintergrund solcher Feststellungen zwischen Mittelalter und Neuzeit heutige grün orientierte Proteste aus gegen Wiederaufforstungen in Schottland, damit die Wildheiten der schottischen Heiden nicht verloren gingen. Die meisten Heidegebiete Mitteleuropas waren und sind Kulturlandschaften eines Wirtschaftens sozusagen mit Monokulturen. Und wiederum: Überließe man den europäischen Wald der Natur an sich, dann würden weithin sehr uniforme Buchenhochwälder entstehen, wie sie für einen anderen Ort James Fenimore Cooper etwa beschrieben hat, nämlich für den früheren Nordosten der USA im 18. Jahrhundert. Und man fände dort wie in weiten Bereichen Europas nicht den Wald der vielen, vielen Abwechslungen. Denn das immer wieder gepredigte Ideal der Grünen vom Wald bezieht sich auf den Plenterwald. Und der entstand als Folge ganz bestimmter Weisen von Forstwirtschaft. Dagegen: So vieles in einer sich selbst überlassenen Natur nimmt sich von den Erscheinungsbildern her aus wie Monokultur. Auch das Monokulturelle haben wir von der Natur gelernt.

Weiterhin zu unserer Frage steckt viel Überlegenswertes in einer schnoddrigen Bemerkung von Theodor W. Adorno: Wie werde es denn schon auf dem Mond aussehen, wohl nicht viel anders als auf einer Müllkippe bei Wanne-Eickel. Also gerade durch die Kettenbildungen und Austauschsysteme der Natur selber, und das ist nun wirklich Natur an sich, dehnen sich die Kulturprägungen der Natur durch den Menschen derart erdweit, ja beginnend weltraumweit aus, dass man in der Natur nur Kulturlandschaften bestimmter Art begegnet. Oder anders; Industriebrachen vermögen den Typus Wildnis so viel stärker auszuprägen als der Urwald. Der Urwald entwickelt trotz Epiphyten eine gewisse einfache Ordnung – in der Regel. Industriebrachen hingegen vermögen es zu einem viel höheren Artenreichtum zu bringen.

Und dann haben wir das Problem der Kulturfolger unter den Tieren und Pflanzen. Rehe etwa gibt es im Industrieuropa um Erhebliches mehr als in Sibirien oder im vorindustriellen Europa. Und wie haben Spatzen, Rebhühner usw. von bestimmten Landwirtschafts- und Siedlungsweisen des Kulturellen profitiert. Oder die Mauersegler, denen der kultivierende Mensch künstliche Hochgebirge geschaffen hat, sodass sie die natürlichen Hochgebirge vergaßen. Denn die künstlichen waren wegen ihrer niedrigeren Lagen viel insektenreicher. Auch sonst darf man sich nicht täuschen, gerade die Hochlagen der Alpen als so wilde Naturwildnis waren sehr viel früher richtig besiedelt als die Waldgebiete des Tieflands, weil sie freies Weideland fürs Vieh anboten ohne Arbeitsaufwand des Rodens. Und in den Alpen lärnte es während vorangegangener Jahrhunderte sehr viel lauter durch Erz-, Holz-, Holzkohlegewinnung, Sammeln von Waldfrüchten usw. als heute bei allem Skirummel. Hochmoore zeigten sich als die Begegnungsplätze zahlreicher Torfstecher, bevor der Torfabbau industrialisiert wurde und die Abbaumaschinen unter sich blieben. Trotzdem, der hier umrissene Gesichtspunkt führt nur zu einem verschiebenden Abwandeln der Fragestellung: Welche bestimmten Kulturnaturen oder Kulturlandschaften sollen wir schützen gegen den menschlichen Veränderungsprozess aus Veränderungsdrang?

4 Natur, Aufbruch und Konservativismus: Die Sehnsucht

Damit klingt das stärkste Problem in der Schutzfrage an, um wieder metarisierend zu werden. Die Schutzfrage scheint einen Konservativismus auszudrücken und zwar

einen rigiden. Naturkultur oder Kulturnatur sollen musealisiert und eingeschweißt, archiviert werden. So hat der österreichische Biologe Bernhard Lötsch, der sich sehr für Grünbelange eingesetzt hat – aber aus dem konservativen Eck heraus – die Forderung aufgestellt, es sollten Kommissionen durch Österreich gesandt werden, die festzustellen hätten, welche ältere Bauart von Bauernhäusern jeweils in einer bestimmten Region das quantitative Übergewicht hätte, ob barocke oder klassizistische oder eine regionalistische Bauart. Und dann müsse dieser Stil für die Fassade in alle Zukunft von Neubauten als Erscheinungsform vorgeschrieben sein, wenn der Bau auch mit den neuesten Bautechniken realisiert würde.

Und doch entstand der Naturschutz im Deutschsprachigen einmal aus einem anderen Geist, der sich anders einschätzte denn als konservativ. Sein Entstehen hing eng zusammen mit der Jugendbewegung und deren Voranklängen im Jugendstil. Das wollte hinaus aus grauer Städte Mauern mit ihrer alten, abgestandenen, stickigen Luft, hinein ins Frische, Neue. Natur stand gerade gegen die Konservativität der festgefahrenen Elterngeneration, die sich konservierend eingemauert hatte in ihren Städten und Gebäuden und Meublement. Auch wenn die Jugendbewegten für ihren Exodus ins Freie nur Siedlungsnischen in Europa fanden und aus ihnen immer wieder zurück mussten in die gesellschaftlichen Einbindungen und das Ganze schließlich in freiwilligem Paramilitarismus landete.

Es steckt etwas Merkwürdiges in der Idee von einem Ausbruch in die freie Natur, wenn sie für Gegenzug genommen wird zu geschichtlichen Fesselungen und geschichtlichem Auf-der-Stelle-Treten, also zu geschichtlichem Konservativismus. Der Renaissance war das allerdings mit ihrem Naturpathos langphasig geglückt. Aber im 19. Jahrhundert findet sich gerade bei einem hier schon genannten Amerikaner, James Fenimore Cooper, tiefe Einsicht in das Fragwürdige dieses Ideenunternehmens. Ich spiele an auf eine seiner wichtigsten Romanfiguren, den Lederstrumpf. Der will aus den Fesselungen und Unfreiheiten und Engstirnigkeiten und Rechtswörterleien der Ansiedlungen in den sogenannten zivilisierten Ostbereichen der USA heraus ins Freie und bricht auf in ein Jägerleben der Wildnis. Aber die Ansiedler sind ihm auf den Fersen durch ihren Zug nach Westen. Und so wandert der Lederstrumpf immer weiter mit der wandernden Grenze. Und doch hat Cooper durch sein Romanwerk sehr einleuchtend gemacht, dass Lederstrumpf seine lebenswierige Wanderung nur unternimmt, damit er selber sich und sein einmal eingefahrenes Verhalten in nichts und nicht im kleinsten ändern muss. Lederstrumpf ist eine zutiefst konservative Figur und daher hält er es überall nicht aus, im Grunde noch nicht einmal bei den Indianern. Auch da hätte er lernen und sich ändern müssen.

Ein wanderndes Fortschreiten in die angeblich offenen Horizonte der Natur vermag sich also tiefster Konservativität zu verdanken. Daran sollte man heute auch in den Debatten um neues Nomadentum immer denken, wenn das schwelgt von einem Leben in immer neuen Eindrücken des Anderen. Und die affektiv geladene Heimatidee auf der anderen Seite des Stroms? So viele empfinden im Gefühlsgewicht Heimat die Sehnsucht danach, dass sich in ihr nichts ändern dürfe. Wie oft hört man: Ach! In unsere Herkunftsstadt brauchst du gar nicht mehr zurückzukehren, da hat sich alles verändert. Müsste man nicht vielmehr bei einem rückkehrenden Besuch in seinem Herkunftsort aufs Äußerste erschrecken, wenn sich dort nichts geändert hätte?

So wie das Marcel Proust schildert. Er hatte sich viele Jahre aus den Gesellschaften und dem Gesellschaftsleben der vornehmen Kreise in Paris zurückgezogen, um an seine Schreibearbeit zu kommen. Und doch, beim Lesen einer per Post eingetroffenen Einladung zu einer Abendgesellschaft, entschließt er sich,

wieder einmal hinzugehen. Der Abend wird für ihn entsetzlich und unheimlich, er fühlte sich unter lauter Einbalsamierten und Mumien; denn in diesen Kreisen hatte sich nichts geändert. So könnte es einem mit einem Herkunftsort gehen, wenn er unverändert der bliebe, der er war, als man in ihm groß wurde, ja starrer als damals, weil man ihn ja erlebt hatte als einen veränderlichen, während er dann hätte in einen Dornröschenschlaf verfallen sollen, den Dornröschenschlaf einer artifiziell konservierenden Nekropole, damit man ihn als solchen wieder auffände, als den man ihn verlassen hat. In dem Wunsch nach solchem regt sich gewiss auch manche Spur kindlicher Omnipotenzphantasien nun in einer Umkehrung: Es darf sich nichts verändern, bei dem man nicht mitgemacht hätte, gerade oder wenigstens in Hinblick auf Herkunfts-Environment, oder die Kränkung ist besonders stark.

Es hat schon etwas mit hoch artifiziellen Konservierungen zu tun, was man Naturschutz nennt, allein schon die Schilder ums Gelände, oft auch warnend, nicht nur Betreten verbietend. So sah ich rings um ein friesisches Hochmoor die Schilder: Vorsicht! Kreuzotter! Lebensgefahr! Oder um eine Kärntner Bruchlandschaft solche mit Totenkopfsymbol und daneben: Zeckengefahr, geschrieben. Am Konservierenden aus Künstlichkeit ändert auch nichts der Umstand, dass gerade im umhegten Gebiet Veränderlichkeit der Natur überlassen ist, also nicht ausgeschlossen, so wie in der nostalgischen Heimatsehnsucht, die nach simulativer Kostümierung verlangt. Es gibt einen kleinen, feinen Ort der Welt, wo man am stärksten die konservierende Künstlichkeit von Naturschutz erfährt. Für den Central Park in Manhattan hat im späten 19. Jahrhundert einer der Grundstückspender verfügt, dass sein Stück Land ganz im Urzustand der Insel Manhattan verbleiben müsse auf alle Zeiten, daher auch nicht begangen werden dürfe. Und so hat man diesen Landfetzen mit einem ganz hohen Zaun umgeben, der aber die Begehung mit den Augen durch Gitternetzwerk hindurch offen bereithält. Einige weitere Maßnahmen, wie richtig urige Wasserversorgung durch Wasserleitungen und Tümpelerhaltung durch Tümpelputz, also doch mit zeitweiligem Betreten, ja Herumwerkeln waren freilich doch zusätzlich vonnöten für die Urigkeit, auf Dauer gestellt in einen Schaukasten.

So könnte man meinen, völlig unabhängige Natur, das sei ohnehin nur eine ästhetische Traumangelegenheit von Hochzivilisierten, mit viel freier Zeit fürs Ästhetische. In einem Buch von Richard Rorty fand ich die Zitation eines Erlebnisberichts von William James. In dem Bericht erzählt James von einer Tour durch die Alleghenys. Sie fahren begeistert durch, was man so im Deutschen jungfräuliche Wälder nennt. Und plötzlich stießen sie auf eine Farm, mitten in Rodungen. Bretterbuden, umgeben von Schlammplätzen, in denen sich hässliche Schweine wälzten. Und das nochmals umgeben nicht von herrlichen Wiesen und Feldern und Wegrainen, Obstgärten usw., sondern wie das damals beim Begründen von Farmen in Urwäldern durch die USA hindurch so üblich war, man rodete so richtig nur die schwächeren, jüngeren Bäume, die starken, älteren schnitt man nur in Mannshöhe ab, ließ sie als tote Reststümpfe im Feld stehen. Oder man hatte Brandrodung betrieben, wobei ebenfalls die stärkeren Bäume nun als verkohlte Stümpfe überdauerten. Und zwischen sie baute man an, was man anzubauen hatte. Dabei sahen aber dann auch noch die Maisanpflanzungen einigermaßen unordentlich aus, alles wie Müllkippe und Vorstadtsum. James und seine Begleiter kamen dann auch zu dem ästhetischen Gesamturteil, diese menschliche Ansiedlung im Urwald nehme sich aus als eine schorfige, eiternde, eklige Wunde, als Aussatz und Krätze. Sie kamen ins Gespräch mit den dort Wohnenden. Und James war nun pragmatischer Kommunikator genug, um sich gegenüber seinem ästhetischen Urteil an den Kopf zu fassen. Im Gespräch nämlich erfährt er, wie stolz die

Farmergemeinschaft auf ihre Arbeitsleistung im Urwald ist, und wie hier eine menschengemäße Welt entstünde, abgerungen durch Arbeit den menschfeindlichen Unwirtlichkeiten der Urwälder. Für James stellt das ein Aha!-Erlebnis dar, das ihn aus einer ästhetischen Einstellung der Späten zu der Arbeitswelt der Kolonisatoren führt.

Aber auch rein ästhetisch könnte man solchem Geschilderten gegenüber zu zweierlei Einstellung gelangen. Bei dem nun so oft schon genannten James Fenimore Cooper findet man Schilderungen solcher kolonialisatorischen Ansiedlungen in den Urwäldern, die ganz anders wirken als der Bericht von William James in seinem Ansatz. Die von Cooper beschriebenen Rodungen wirken mit ihrer Baumstümpfe-Landschaft, dazwischen das wuchernde Gemisch aus Naturflora und Kulturflora, bunt, vielfältig, abwechslungsreich, verschlungen, labyrinthisch, ja bis ins Unheimliche neu wie anders von Schritt zu Schritt gegenüber der Eintönigkeit der uniformen Urwälder, Inseln des Anderen, mitten im durch alle Beweglichkeit doch sich gleichbleibenden Meeresgefulte, -gewoge, -gekräusel. Bei Cooper geht es eben immer wieder um Grenz- und Übergangsräusche, nicht um verlässliche Zuständigkeiten. Daher sieht er in den kolonialisatorischen Rodungen einerseits keine schorfigen Wunden, andererseits kann er sich aber ebenso wenig umstellen auf die Lust am Triumph menschlicher Arbeit. Warum übrigens in einer Randbemerkung hier in diesem Text soviel Cooper und nicht etwa Goethe, den für seinen auch sachlich-objektiv sein wollenden Naturelan überall bis Japan so bekannten? Cooper, der Europa so oft und so lang durchtourte habende Amerikaner, stellt mächtig heraus in Sachen der Natur den Zusammenstoß von hochentwickelten ästhetischen Einstellungen mit der normalen, durchschnittlichen Arbeitswelt der Vielen. Während sich Johann Wolfgang von Goethes Blick der durchschnittlichen Arbeitswelt entzogen hat, soweit es nur irgend anging. Sie scheint in Sachen der Natur nur dort herein, wo es um sein auch vorhandenes wissenschaftliches Interesse geht, etwa in der Mineralogie.

5 Kriterien zur Naturschutzfrage ökologisch-hygienisch und ästhetisch: Unvermeidbare Dialektik

Und doch, nachdem ich die Frage nach dem Schutz der Natur so fragwürdig gemacht habe, ist mir der Leitfaden eines unumgänglichen Ineinanders von Kultur/Zivilisation und Natur Anlass genug, diese Frage jenseits von Naturideologie, das heißt jenseits von Vorbildlichkeit der Natur, Hörigkeit der Natur gegenüber, Unberührbarkeit der Natur usw., für eine notwendige und wichtige zu erklären. Aus der Metaposition heraus geht es mir aber anstatt einer direkten Beantwortung um den Ansatz von Kriterien dafür. Diese lassen sich, und dem galt meine bisherige Überprüfung der anstehenden Frage, nur aus dem menschlich-kulturellen Hintergrund her gewinnen, nicht von der Natur selber und an sich aus.

A) Eine erste Gruppe von kriterialen Ansätzen möchte ich die gleichsam hygienische nennen, indem sie sich um das Überleben der Menschen dreht unter den Gefahrenhorizonten der menschlichen Technik. Es geht dabei ja nicht um das Überleben eines Rohmenschlichen. Denkbar wäre schließlich, dass selbst nach einem atomaren Vollweltkrieg Menschen mit höherer Strahlungsakzeptanz und dem Zurandekommen mit erheblich kürzerer Lebenserwartung in einer neuen Primitive überdauerten. Es geht also ganz kulturell um das Überleben der geschichtlich hervorgebrachten Kulturnatur des Menschen in der größtmöglichen Individuenzahl mit ihrem menschenrechtlichen Anspruch auf Existenz und optimale Erfüllung ihres Glücksverlangens – Schutz also dieser

Kulturnatur, aber nicht nur Schutz sondern Förderung ihrer. Nun lässt sich aber auch Ökologie, also genauer Bio-Ökonomie, genau in dieser Richtung verstehen, nämlich als Schützen einer Naturbasis nicht um ihrer selbst willen, sondern zu Schutz und Förderung der Kulturnatur des Menschen vor ihren eigenen Selbstzerstörungstendenzen.

Und so ergibt sich auch ein Argument, das zunächst nur ziemlich naiv Heiligung der Natur zu betreiben scheint, die Argumentation für Artenschutz schlechthin, geradezu in strukturaler Einstellungsweise als von Modell - oder Paradigma-Charakter, wenn es ausgebaut wird zu den Gesichtspunkten, wir wüssten noch gar nicht, welche Funktion uns bisher noch nahezu fremde Arten gewinnen könnten für uns, ja wir wissen ja breitest noch gar nicht, welche Funktion sie jetzt schon in den selbstregulativen Systemen der Natur für uns haben. So wurde in ungefährer Entsprechung zu solcher Denkart ein amerikanisches Gesetz eingeführt, das allergrößte Bereiche der USA gegen selbst archäologische Forschungsgrabungen sperrt mit der Begründung, zukünftige Zeiten würden in der Forschung bessere Auswertungsverfahren entwickeln und darum müssten ihnen größte Fundstätten vorbehalten bleiben.

Also nicht Heiligung der Natur im Gebot des Artenschutzes. Allerdings gibt es wohl prinzipiell das Anrecht des Anderen gegen uns in Existenz und Anderssein. Doch eine solche Rechtsvorstellung ist besonders erst in menschlicher Kultur entstanden. Natur, wenn man so sagen will, vernichtet sich gegenseitig blindlings ohne Zögern, "wie Wasser, von Klippe zu Klippe geworfen, jählings ins Ungewisse hinab" (Friedrich Hölderlin). Oder Natur ist das Große Fressen und Gefressenwerden nach Arthur Schopenhauer. Um so mehr, wo die Natur das so schön kann, ist überflüssiges Zerstören freilich eine der größten Unsinnigkeiten im bloßen von Platon nachdrücklich verhöhten Verdoppeln der Natur, die höchstens in gewissen Kinder- und Jugendphasen zur Selbsterprobung sich verstehen lässt. Immerhin hat es schon eine Maisrettung gegeben, wie annodazumal die Rettung des Weins vor der Reblaus durch Einkreuzen von kalifornischem Wein, indem man in Mexiko noch eine uralte Maistype fand, die Resistenz aufwies.

B) Schon in den gleichsam hygienisch-pragmatischen Aspekt hat sich mit dem Hinblick auf die Kulturnatur des Menschen, die es zu wahren gelte, ein ästhetisches Motiv eingemengt, unvermeidlich, weil es nicht allein um ein rohes Überleben des Menschen, selbst wenn in strotzender Gesundheit statt strahlungsverseucht und gerade noch vital genug für das Zeugen einer nächsten Generation, gehen kann. Und das ästhetische Motiv mag die Forderung aufstellen, dass die Geschichte kein Verarmungs- und Verkürzungsprozess werden dürfe, sondern man müsse aus ihr einen Bereicherungsprozess machen so weit wie irgend möglich in einem qualitativen Sinn. Das sei auch gegen alle Vergessensprogrammatiken gesagt, die auf die verschiedensten Arten heute wieder umgehen trotz postmoderner Einsichten darein, dass die Zukunft nur aus einem Herausbringen der Vergangenheiten sich zu füllen vermöchte. Zu allem anderen sei die menschliche Phantasie ungeeignet.

Gewiss zwar, in allem Erinnern steckt notwendiger Weise auch ein Faktor des produktiven Vergessens, wie Walter Benjamin in seinen Auseinandersetzungen mit Proust und Henri Bergson entdeckte. Erinnern zeigt sich eben wie das Aufstrahlen eines großen Scheinwerfers, wodurch das Umfeld des Beleuchteten um so unsichtiger wird, aber der Scheinwerfer vermag zu wandern und ist begleitet von den Vor- und Nachbildern des durch ihn sehend Gewordenen, ein Goethe-Thema in seiner Farbenlehre.

Das Ästhetische aber weist eine große Spannweite der ästhetischen Werte und ästhetischen Qualitäten auf. Es dreht sich nicht nur um das Schöne und dessen leichte Form des Idyllischen, gar nur Angenehmen. Gerade gegenüber der Natur ist das allerdings oft der Standpunkt, während man gegenüber seinem Erhabenen eher das Gefühl hat, es sei das Unästhetische oder Abschreckende der Natur, in leichter Form das Störende und Lästige. Zu beidem Gesagten Plastisches: In einer Tübinger Biologengruppe hatten wir einmal eine Zusammenkunft um ein großes Feuer herum in den verwildernden Obstgartenhängen auf der Südseite des Spitzbergs in der aufblendenden Abendsonne mit Blick auf die Tafelbergsilhouetten der Schwäbischen Alb. Es kam einer unserer Assistenten dazu und brach in bewundernde Ausrufe für das Landschaftsenvironment aus, wie das doch romantisch wirke. Er setzte sich zum Feuerkreis dazu. Aber es hatte schon einen leichten Taufall gegeben und so spürte er das Feuchtwerden seines Hosenbodens durch das blanke Gras, auf dem er saß. Er beklagte das mit dem Bedauern, das sei nun gar nicht mehr romantisch. Als ob dieser Taufall nicht zum ganzen Romantikersystem des Environments dazu gehört hätte und auch das Fühlen feuchtwerdender Hosenböden. In einem Merianheft über die Nordseeinsel Sylt fand ich einmal ein Interview zwischen Syltbegeistertem und prominentem Syltbesucher Marcel Reich-Ranicki. Es startete selbstverständlich mit der Frage, wie es denn dem Befragten nach ersten Eindrücken auf der Insel gefiele, die Frage war begierig auf Begeisterungsausbrüche. Reich-Ranicki aber antwortete: Nun ja, der Gang durch die weiten, kargen Dünensände vermittele einem den Eindruck, man bewege sich auf der Mondoberfläche. Und das möge einen ja im Gefühl stark erheben. Doch der Eindruck sei nicht jedermanns Geschmack (B.S.: also auch wohl nicht seiner). Ästhetisches Abweisen also der Naturerhabenheit.

Wenn man aber Immanuel Kants Auseinandersetzungen über das Ästhetische liest in der "Kritik der Urteilskraft", dann spürt man, wie er gespürt hat, das Schöne allein führe zu einer recht dürftigen Ästhetik der Harmonie, der Ausgewogenheit, der Entspanntheit zur Spannungslosigkeit eines variiert Immergleichen, zu einem Schlafmittel also recht eigentlich, was nach Kant viel brutaler Friedrich Schelling nun in einer historisierenden Prozess-Ästhetik ermittelte als die Tendenz des Schönen zu einem Mittag und Zenit der Langeweile, worin kein Baum mehr einen Schatten wirft. Kant nun hat alles Aufregende und Spannende und Provozierende des Ästhetischen in seinen Passagen über das Erhabene nachgetragen. In ihnen wird die Unausgewogenheit, das Offene und ahnend Versprechende des Ästhetischen gewagt und es regt sich was.

Das Erhabene markiert allerdings nur den anderen Extrempol zum Schönen in einem Spannungsbogen vielfältiger verschiedener ästhetischer Qualitäten, sonst würde man nur in einem abstrakten Dualismus landen. Das Erhabene aber riskiert auch die stärksten, widersprüchlichsten, ja absurden Kombinatoriken. In der Eintönigkeit kommt es etwa nahezu mit der Langeweile-Tendenz des Schönen überein. Doch zeigt sich die Eintönigkeit eben als alles andere denn als Ausgewogenheit der Harmonie, sie ist ungleichgewichtig, asymmetrisch, aus dem bestimmt Geformten ins Offene und daher ins unbegrenzt Leere hinüberhängend, ohne diese Leere in einem bestimmten Sinn zu sein. Sie ruft vielmehr durch verlaufende, auslaufende, auseinander laufende Bestimmtheiten das Gefühl für das offene Leere im Menschen hervor und solches wirkt stärkst gegen Tendenzen zur Langeweile, außer man hätte sich selber eingebunden in ein verengtes ästhetisches Empfinden rund um das Schöne wie Reich-Ranicki in Sachen Natur, indem er Kant und Schelling nicht mehr hat verstehen können oder wollen.

In manchem Typus des Erhabenen aber entstehen zur Frage eines Schutzes der Natur große Konflikte zwischen der ästhetischen und der ökologisch-hygienischen Motivation hierzu. Die weiten Hochmoorgebiete und die Marschen etwa im mitteleuropäischen Norden, sie bedürfen zum ästhetischen Eindruck ihrer Qualität des weiten, unverstellten Himmels über ihnen. Kleine Schutzgelände reichen dazu nicht aus, abgesehen davon, dass naturgeschützte Handtuchfetzen von Hochmoor durch die Kultivierung drumherum austrocknen und kein Hochmoor mehr bilden, sondern eine Bentgras-Steppe. Und nun kommt der ökologische Drang zur reversiblen Energiegewinnung und besetzt die Landschaft mit Windrädern und Sonnenkollektoren gerade in solchen weit offenen Landschaften, weil sie windreich und lichtvoll sind, ohne viel Schattenanteile zu solchen Energieäußerungen. Als ob Windräder und Sonnenkollektoren nicht auch Industrieanlagen wären.

Allerdings nach meiner Ansicht sind die heutigen Windräder in den Windparks von einer solchen mächtigen Eleganz, einschließlich der Akustik der Schwunggeräusche und Schwungtöne, dass sie mir die Erhabenheit weit-offener Landschaft nicht stören, eher sie akzentuieren. Aber über dem hängt das Problem des Geschmacks, über den sich bekanntlich nicht streiten lässt. Und dieses Problem hängt über allen unseren Fragen. Ist es ein Verlust der Friesischen Landschaft, dass es dort durch perfektionierte Entwässerungstechniken den geradezu landschaftsmarkierenden Weißstorch nicht mehr gibt und in den austrocknenden Hochmoorresten nicht mehr das Birkhuhn? Im Elsass hat man das bemerkt, weil man lange Zeit dort den Weißstorch als Landschaftslogo gehandelt hatte. Und nun repatriiert man ihn künstlich, das heißt durch Fütterung, um der Landschaft das Profil zu wahren.

Hiermit spreche ich schon den Hauptfaktor heutiger Chancen im Naturschutz an, wenn man über die Geschmacksdifferenzen hinaus sich einfach darauf einigen würde, so wenig wie möglich verlieren zu wollen, so wenig wie möglich zu drängen auf Zerstören. Was dem Auftrieb gibt, ist der Wirtschaftszweig der Touristik. Zwar ist auch der Tourismus ambivalent, aber zunächst will er einmal mit den Sinnen ins Andere, ins Fremde. Auch wenn der Tourist in seinem Wagnis hinein ins andere ins Fremde soviel Unternehmensehalt verlangt, wie nur möglich, und zudem seine durch Gewohnheit eingelebte Borniertheit überall mit hinnimmt. Daran knüpften schon die ersten massentouristischen Unternehmen in den USA an, im Drang nach der Fremde trotzdem maximalen Halt haben zu wollen. Zum Werbespruch der Hiltonkette wurde dementsprechend schon in den zwanziger Jahren vorigen Jahrhunderts, das Versprechen, sie, die Kette würde ihre Hotels so bauen und betreiben, dass es die Amerikaner überall in der Welt so hätten wie zuhause. Oder: Verkehrssprache in Mallorca und an spanischen Küsten auch für die Kellner Deutsch, bei Bratwurst, Bier und Sauerkraut. Oder da wurden die Campinganhänger und Wohnmobile in Erinnerung der Zigeunerwagen eingeführt für alle im Angebot, für Angehörige einer Gesellschaft, die sich den Tourismus zum Hauptvergnügen und der Haupterholung machte, Symbol des Aufbruchs in Fremde und das Andere, aber immerhin hatte man schon seine Wohnunterkunft selber bei sich wie zuhause trotz Ferne. Und in der Ferne fand man die vertraut uniformierten Campingplätze und schließlich auch den vertrauten Menschentyp. Doch dabei beruhigte sich das Wohnanhängerwesen noch nicht, es stattete sich mit Jägerzäunen und transportablen Scharnigärtchen aus, Kunstrasen, Kunststräucher. Und schließlich stieß man vor zum verankerbaren Wohnanhänger, er wandelte sich endgültig zurück in das Schrebergartenhäuschen, längstens stationär. Tourismus will also gerade nur noch die postalischen Ortsangaben der Fremde, im Übrigen aber nur

die sattsam bekannten Standards, außer den sportiven Kicks. Was sieht denn der Jogger, der mit der Leistungsfähigkeit des eigenen Leibs kämpft, von der durchlaufenen Landschaft, nur die Strecke und die eigene Leistung, so auf dem Fitness-Parcours die Fitness für was? Für nichts. Für eine solche Standard- und Markenwelt des Tourismus werden aber große, weite Partien der Welt umgestaltet und umgewandelt. Alles Mögliche wird gleichsam Sporthalle und Sportstadion der lässigen Art.

Kein Wunder, dass man nach den Prozessen einer Standardisierung der Fremde standardisierte Fremde nach Haus holt in riesige Isolierstationen. Die Skialpen in die Niederlande, ebenso tropischen Regenwald und Wüste, Venedig nach Las Vegas. Wobei man alles Lästige und Störende weglässt, etwa Venedigs Zuviel an Tauben, seine Kanalgerüche und sein *aqua alta* usw. Aber gerade hierin liegen Chancen für den Naturschutz. Konzentration dieser touristischen Vergnügungswelten und Einführung von oberflächlichen Randberührungen mit geschützter Natur dahinter in die Muss-Standards der Touristik, indem diese Standards in ihrer realen Existenz weite unbewirtschaftete Naturpartien voraussetzen, die damit freilich mittelbar über die Touristik in die Bewirtschaftung einbezogen sind, eben als Wirtschaftsfaktor. Durch Maßnahmen in diese Richtung erfährt man plötzlich, dass in der Touristik von heute viel bloßes Möglichkeitserleben verlangt ist. Es gibt den Leuten etwas, wenn sie sich sicher sein dürfen, dass sie durch Gegenden spazieren, in denen noch der Braunbär verkehrt, wie mir ein Aufenthalt in den Abruzzen vermittelte. Oder an den Lagunen Frankreichs und Italiens freuen sich auf perfekten Aussichtsstegen und Aussichtsplätzen die Touristen daran, dass hier in den Sperrgebieten noch seltene Vögel hausen wie Bekassine, Uferschnepfe, Moorente und so weiter, auch wenn sie diese nicht zu sehen bekommen, sondern nur die liebenswert prächtigen Möglichkeitsanlagen dazu. Während ich am deutschen Nationalpark Wattenmeer auf die Fundamentalisten stieß, die im Nationalpark nur Sperrung für jeden menschlichen Umgang mit dem Gesperrten sehen, statt damit zusammenhängende Attraktionen zu schaffen.

Dem Dialektischen aber muss es doch ganz heimelig sein bei Begriffen wie Wirtschaftsfaktor "Unbewirtschaftete Natur" oder Erleben bloßer Möglichkeiten! Freilich bleibt verwirrend, was es denn mit einer Natur auf sich habe, die unter Sperrschutz gestellt ist, abgezäunt, abgeschildert. Oder die aus komplizierten Techniken der Auswilderung wie Einbürgerung nur noch wieder hervorgehen kann. Oder rekonstruiert werden muss wie bei der Wiedervernässung norddeutscher Hochmoore. Was unterscheidet denn noch solche rekonstruierte Natur von den Simulationen der Regenurwälder in Isolierstationen?

Dazu kommt, weil ich hier ja von Kulturnatur sprach, dass nun auch bestimmte vom Menschen und seiner Kulturnatur hervorgebrachte Industriebrachen in die Schutzfragen einzubeziehen sind. Denn jenseits einer ästhetischen Ablehnung des Industriellen, die mir in Durchgängigkeit nie einleuchtete, sind durch Industriebrachen auch ohne die Patina alter Industrieanlagen ästhetische Charaktere entstanden, die zwar schwerlich von der Schönheit her zu fassen sind, aber bis ins Erhabene reichen. Und auch hier bieten sich Ansätze zu Attraktionsbildungen für Tourismustypen von heute an. Der Landschaftspark Nord im Rahmen der IBA Emscher Park widmet sich schon der Abenteuer-touristik mit den unterirdischen Seen, die durch den Bergbau entstanden sind.

Aber was kommt nun mit der wirtschaftlich und journalistisch so sciencefictional begleiteten und besungenen und besehten Gentechnik auf uns zu, eingeläutet vom Klonen? Schutz der verschiedensten gewordenen Typen von

Kulturmenschen selber, nicht nur ihrer Lebensumfelder vor industrieller Menschenproduktion? Und neben industriell standardisierten Menschentypen existieren dann folkloristisch handwerkellnd, kunsthandwerkellnd gefertigte Menschen? Die dem Ökonomismus nur dadurch rechtfertigbar sind, dass sie sich zum Wirtschaftsfaktor für kulturellen Massentourismus managen lassen? Und wie steht es hierbei mit den Industriebranchen der Homunculus-Produktion und vor allem mit den Müllkippen der Fehl- und Ausschuss-Produktion dessen? Dem Wissenschaftler ist es noch längst nicht so weit, solche Sicht ernsthaft zu diskutieren. Sie ist nur etwas für philosophierenden Journalismus, etwa bei Peter Sloterdijk mit seinem "Menschenpark".

Aber auch bis in solche Science-fiction-Sicht hinein gilt durchgängig ein ästhetischer Ekel vor der Durchnutzung von allem und jedem, wie sie die euroamerikanische Einsparungsökonomie (Georges Bataille) begleitet seit jeher. Mir geht die Angelegenheit des Abstoßenden von perfektionierter Durchnutzung ästhetisch immer nachhaltig auf im Vergleich von nordalpin-mitteleuropäischen Landschaften mit den vom Mediterranen geprägten, Italien, Frankreich etwa. Im uralte Kultivierten der mediterranen Einflüsse findet man gleich neben höchst kultivierten Siedlungsräumen Wildnisse, die sich nicht etwa einer Jahrhunderte durchdauert habenden Naturschutzkontrolle verdanken, sondern einfach einem Liegenlassen oder einem Ganz-Anders-Bewirtschaften in Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen. Neben Nimes, Aix und Avignon, soviel länger hochkulturell besiedelt als etwa Hamburg und Bremen, findet man die Camargue. Wie sieht sie anders aus als die landwirtschaftlichen Hochnutzungsräume von Elbe-, Weser-, Schelde-, Rhein-Mündungen wie -Deltas. Oder 80 km von der ewigen Stadt Rom liegen ununterbrochen von Wölfen und Bären besiedelt gewesene Abruzzen ohne Wiedereinbürgerungsprogramme, außer für Rotwild als Wolfs- und Bärenfraß... Es scheint, wie wenn mit der Völkerwanderung Neureichs hereingebrochen wären mit starkem Minderwertigkeitskomplex gegenüber Altreich-Natur, weshalb sie aus dumpfen Ängsten und Feigheiten an alles der Natur hätten Hand legen müssen, während die alt und lang Kultivierten diesen Minderwertigkeitskomplex nicht mehr gehabt hatten durch Kultur und darum Natur einfach unberührt neben sich hatten bestehen lassen.

Alle meine Überlegungen, bisweilen kreiselnd und spiralisierend, münden in die Schlussfrage: Gibt es nicht ein ästhetisches Menschenrecht oder Menschenrecht auf ästhetisches Qualitätsfeld, das mit einem Recht auf auch sinnlich differenzierten Zugang zu historischem Bewusstsein zusammenläuft? Und zur Historie des Menschen gehört mindestens Natur auf allen ihren den Sinnen des Menschen verbundenen qualitativen Ebenen, ohne die sie, die Natur, das begrifflose Einsame wäre, wie Georg Wilhelm Friedrich Hegel von seinem Gott sagt. Wo doch mit dem "Glück (happiness)" eine ästhetische Kategorie in den Grund der amerikanischen Verfassung bei ihrem Entstehen eingeschrieben wurde, zum Grundmuster der Demokratie also eingeschrieben. Gegen den Allnutzungsdrang muss sich das Vermögen zu Aufsichberuhenlassen im Sinn der Stoa setzen. Soll man solches Aufsichberuhenlassen Schutz nennen und Geschütztheit? Klingen die Wörter des Schützens nicht zu militaristisch und zu technoid? Also kleinlich statt großzügig? So kleinlich wie der strapazierte Nutzungsgedanke?